

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 48 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18893. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Arbeiterschaft Leipzigs protestierte gestern in drei stark besuchten Versammlungen gegen die Wahlrechtsmogelei im sächsischen Landtag.

Heute stehen im Reichstage die Anträge über Reichskanzler- und Ministerverantwortlichkeit zur Debatte.

Die Zweite Kammer des sächsischen Landtages hat gestern die Regierungsvorlage einstimmig abgelehnt und den Eventualvorschlag mit einfacher Mehrheit angenommen.

In Prag nahmen die gestrigen nationalen Demonstrationen revolutionären Charakter an.

Bei der Jubiläumsfeier in Wien kamen infolge einer Panik in der Menge drei Personen ums Leben. 100 Personen wurden schwer und leicht verletzt.

Oesterreichische Jubiläumsstimmung.

Leipzig, 2. Dezember.

Man schreibt uns aus Böhmen: Am 2. Dezember 1848 verzichtete der geisteschwache Kaiser Ferdinand auf die Krone zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph auf die Krone des Kaisers von Oesterreich. Der damals achtzehnjährige Franz Joseph regiert noch heute — diese seltene Dauer einer Regierung kommt einem ganz märchenhaft vor, und der alte Mann erscheint denn wie der gute alte Märchenkönig, und eitel Freude und Wonne herrscht in seinen Landen an diesem Festtage, wenn man nämlich nach der Byzantinerpresse schließen wollte. Aber mit der Jubiläumsstimmung steht es gar traurig aus, selbst bei jenen Schichten, in deren Kritiklosigkeit gegenüber der Einrichtung der Monarchie nicht der leiseste Zweifel bestehen kann. Daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft, diese millionenstarke Volksschicht, an dem üblichen Jubiläumsklimum feinerlei Anteil hat, ist selbstverständlich und das Fernbleiben der 89 Sozialdemokraten aus der Festigung des Abgeordnetenhauses war bloß der deutlichste, weithin sichtbare Ausdruck dieser Selbstverständlichkeit.

Oesterreich ist kein Boden, der einen besonders üppigen Patriotismus in die Salme schmeißen lassen könnte. Denn wie erklärt sich z. B. der gräßliche, lächerlich-abstoßende Byzantinismus des reichsdeutschen Spießers? Dem geht's ja im Reiche recht gut, seine industrielle Entwicklung schafft

ihm Profit, seine Gesetzgebung und Verwaltung hält die Arbeiterklasse mit aller Kraft nieder, der Staat ist noch mehr als anderwärts nichts als die reinste Herrschaftsorganisation der Bourgeoisie. Diese fühlt sich im Staate natürlich ganz kammibisch wohl und ihre Liebe zu dem immer wachen Beschirmer ihres parasitischen Daseins äußert sich im „Patriotismus“, in Ovationen jeder, selbst der hündischsten Art, für die Vertreter des Staates — den Kaiser, die Prinzen, die Fürsten, die Minister und Generale.

Die österreichische Bourgeoisie beherrscht neben ihrem Klasseneigennutze vor allem den Chauvinismus, der sich gerade seit einigen Monaten wieder seinem Höhepunkt nähert. Nun wird Oesterreich zumeist von Volksteilen bewohnt, die jenseits der Grenze ihren eigentlichen nationalen Staat sehen: Deutsche, Italiener, Rumänen, oder von Wölfen, die mit ihren von einem andern Fremdlant unterjochten Brüdern gemeinsam die Befreiung, das Erwachen zum Nationalstaat erhoffen und erschnen: Polen, Ruthenen. Endlich geht sogar die Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn mitten durch das kroatische Volk, das überhaupt einen eigenartigen Staat anstrebt, der sich — vorläufig wenigstens — Oesterreich und Ungarn als der Dritte im Bunde zugesellen soll. Also: Zerrenta überall und dazu die ewigen, wahnwitzigen nationalen Kämpfe, in denen der Staat manchmal genötigt ist, Partei zu nehmen. Haben wir es ja glücklicherweise schon bis zum Sprachenkrieg der Gerichte und Postämter gegeneinander gebracht.

Das alles sind keine Elemente, aus denen man Feststimmung brant, und in solcher Laune ward wohl noch schwerlich ein Jubiläum dieser Art gefeiert. Die nationalen Kämpfe gerade in Böhmen, wo ja der Schwerpunkt der inneren Politik liegt, nehmen von Tag zu Tag an Roheit und Erbärmlichkeit zu. Es ist im Augenblick, da diese Feilen geschrieben werden, nur zu leicht möglich, daß Prag am Jubiläumstage schon unter dem kleinen Belagerungszustand steht, da kein anderes Mittel mehr in stande zu sein scheint, die empörenden Roheiten des von den Abgeordneten (!) Kofatsch, Choz, Burschival usw. geführten tschechischen Strohstums gegen die deutschen Studenten einzudämmen. In den Städten Deutschböhmens wieder hält die nationale Kravallgarde Versammlungen ab, in denen mit Gewalttaten gegen die tschechischen Minderheiten als „Antwort“ auf die Prager Schandthaten gedroht wird.

So sieht es im Innern des Reiches aus. In Ungarn wieder, wo ja Franz Joseph erst seit 1867 als König anerkannt wird, hat er sich durch die wortbrüchige Voranktion der Andrassyschen Schandwahlreform um den letzten Rest von Sympathie bei den nichtmagyarischen Völkern

gebracht, die infolge der brutalen Magyarisierung der herrschenden Oligarchie immer zu Wien hielten und die sich ein gut beratener König auch nie so verfeindet hätte.

Vor allem aber ist es die schwere Krise, die selbst den Bürgern die Luft zu jubelieren nimmt. Ist sie doch noch verzehnfach durch die furchtbare Teuerung, die uns das letzte Privilegienparlament mit seinem Wucherzolltarif von 1905 bescherte.

Sollen wir noch auf die herrlichen Erfolge der auswärtigen Politik des Baron Lehrenthal und des Thronfolgers Franz Ferdinand hinweisen? Nein nur, um dem alten Kaiser eine Freude zu machen, hat man die auf Wunsch des Berliner Kongresses 1878 okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina einverleibt. „Ich erstrecke die Rechte meiner Souveränität.“ Nichts wurde „erstreckt“, als der österreichische Trummer und die zahllosen Sorgen des dualistischen Reiches. Daß außer Oesterreich-Ungarn niemand in die Verwaltung der beiden Länder hineinzureden hat, war längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Ebenso daß diese Länder, in deren „Zivilisierung“ und „Kultivierung“ wir so viel Geld gesteckt, nie mehr herausgegeben werden würden. Und es wird selbst Herr v. Lehrenthal nicht bestreiten können, daß eine Verfassung ohne Annexion der Bosniaken viel lieber gewesen wäre, als die jetzige „Reform“ der Annexion ohne Verfassung. Die Möglichkeit der Einführung konstitutioneller Zustände in Bosnien sollte aber angeblich erst durch die Annexion geschaffen werden: die Annexion hat uns aber statt der Ausnützung dieser Möglichkeit die Wirklichkeit des Zerfalls unseres ganzen Reiches durch die Agrar- und Grenzsperrpolitik schon stark beschleunigten Balkanexperts durch den türkisch-serbischen Woyfott gebracht und außerdem die angenehme Möglichkeit, jeden Augenblick unsere Knochen und unsere Keller dort drunten in der wilden Malackei, hinterwärts von Lemesbar, zu Marke zu tragen. Sollte uns aber der Krieg erpart bleiben; so blüht uns um so sicherer eine schwere Demütigung durch die so plötzlich zum Schutzherrn der Türkei und zum Fürsprecher der kleinen Raubstaaten auf dem Balkan gewordenen Mächte Rußland, England, Frankreich und Italien. Und man wird es den Oesterreichern nachsagen, wenn sie keine Allzu großen Hoffnungen mehr auf die Firma Bilow u. Co. setzen, die weder Luft, noch die Fähigkeit haben dürfte, dem „brillanten Sekundanten“ von Algeciras aus der Patsche zu helfen.

So steht Oesterreich da: Wirtschaftskrise, Balkankrise, Nationalitätenkriege. Man begreift, daß da Jubiläumsstimmung nicht aufkommen will.

Seuilleton.

Ines.

Roman von Emil Kaiser.

(Nachdruck verboten.)

Er stand vom Tische auf, trat ans Fenster und blickte in den stürmischen Märzabend hinaus. Es wäre jetzt an der Zeit gewesen, einmal über das Wesen der Illusion nachzudenken, aber zur Bildung logischer Gedankenreihen fühlte er sich heute nicht befähigt. Es war alles nur wie das eilige Vorüberziehen der Wolken vor der halb sichtbaren Mondscheibe. Einen Augenblick befreite ihn das lustige Schauspiel von der Qual des Grübelns, aber bald bemächtigte sich seine Stimmung auch dieses Bildes. Die dunklen Wolken verwandelten sich in fragenhafte Gestalten, in ungeheure Drachen und riesige Wölfe mit aufgerissenen Mäulern, die den Mond zu verschlingen drohten. Wie ein abergläubisches Kind machte er sich das zur Vorbedeutung, ob das Licht oder die Wolken siegen würden. Aber vergebens rief es in ihm „vinco luna“. Immer dichter drängte sich das schwarze Rudel heraus, immer blasser und flüchtiger tauchte die Silberscheibe des Mondes daraus hervor, zuletzt war alles Licht verschlungen, kein tröstlicher Strahl glänzte mehr herab, der Himmel war schwarz verhangen, wie ein Spiegel in einem Sterbehause. Reise ängstigen im Garten die kahlen Äste der Bäume und Klopften mit zitternden Zweigen ängstlich an die Fenster.

Jetzt fiel Blank auf einmal ein, daß Ines noch draußen war, er rief sie nicht wo. Aber er sah sie plötzlich irgendwo durch menschenleere, dunkle Straßen wandern, schwer gegen den Wind ankämpfend, der ihre Kleider baushete, den sonst so stolz getragenen Kopf gesenkt, unter dem drückenden Bewußtsein ihrer Schuld. Wie bedrohlich mußte ihr das rauhe Ried des Märzwindes klingen, dieses rücksichtslosen Frühlingshüttels, der alles Morche und innerlich Faule

bricht und wegsegt. Wie furchtbar eindringlich mußte dieser lichtlose, schwermüttrichtige Abend zu ihrem Gewissen sprechen. Es regte sich ein Mitleid in ihm und der gewohnte Drang, schützend den Arm um sie zu legen.

Da hörte er ihre Stimme aus dem Flur der Wohnung. Sie rief den Namen des Mädchens. Die beiden Silben folgten sich in einer melodisch abgestimmten Verz. Heute machten ihm diese Töne Bein, wie die eines seelenlosen Instrumentes. Der Jörn gegen das betriegerische Weib flammte heißer in ihm empor, rastlos begann er in seinem Zimmer auf- und abzuschreiten, überlegend, wie er sich Gewißheit verschaffen sollte, ohne doch zu einem bestimmten Entschluß zu kommen.

Das Dienstmädchen rief ihn zum Essen. Immer noch unentschlossen, nahm er ganz wie sonst Ines gegenüber am Esstisch Platz, die Gasfrone strahlte ihr freundliches Licht auf das Damastgedeck und das blaugemusterte Porzellan herab. Er wollte sich zwingen, zu essen, aber die Bissen würgten ihn, während die Beargwöhnte ruhig von entlegenen Dingen erzählte.

Plötzlich unterbrach er sie mit derselben Frage, mit der Derendorf seine verhängnisvollen Mitteilungen eingeleitet hatte.

Der fremde, rauhe Klang seiner Stimme ließ sie nicht im Zweifel darüber, daß seine Worte einen Angriff bedeuteten, sie dachte indes zunächst nur an eine eifersüchtige Regung. Dennoch hatte sie nicht gleich eine Antwort bereitet. Die Kunde an sich versetzte sie in starke Erregung, es war das erste, was sie wieder von Delius hörte, seit jenem beschämenden Abschied. Sie machte sich mit der Teekanne zu schaffen. Ihre Hand zitterte nicht merklich, aber sie fuhr achtlos fort, Tee zuzugießen, als das Glas bereits überlief, so daß das Getränk über das Taseltuch floß.

Finstern starrte Blank auf den sich vergrößernden Flecken. Ihr Schweigen und diese, bei ihr ungewöhnliche, Unachtsamkeit gaben ihm die unumstößliche Gewißheit dessen, was er gesüchtete hatte. Und als sie sich endlich der Bemerkung zwang, es sei um so besser, daß sie Delius jetzt nicht mehr nötig habe, da fuhr er auf und zählte ihr ein „Heuchlerin, erbärmliche Heuchlerin!“ ins Gesicht.

Mehr erstaunt als erschreckt sah sie ihn an. Dieser Blick brachte ihn vollends außer sich. Er hatte sie immer so ausdrucksvoll gefunden, diese reihbraunen Augen, jetzt kamen sie ihm vor wie gemalte Scheiben, die nur verhindern sollten, daß man sieht, was dahinter vorgeht.

„Man ist dahintergekommen, daß Delius seinen Beruf zu abscheulichen Verbrechen mißbraucht hat,“ keuchte er mühsam.

Ines wankte, ihr war, als versinke der Boden unter ihr. Und schon stand der Rasende dicht vor ihr, seine Linke krallte sich in ihre Schulter, die Rechte wies drohend nach der Türe.

„Da hinaus! Hinaus mit dir!“ schrie er vor Wut schäumend. „In meinem Hause soll keine Mordmörderin verhaftet werden!“

Ines taumelte nach dem Divan, aber noch ehe sie ihn erreicht hatte, brach sie mit einem halberstickten Schrei zusammen. Ein Weintrampf durchschüttelte ihren auf den Teppich hingestreckten Körper. Ohne Bedauern blickte er auf sie hinab, sie erschien ihm in diesem Augenblick unendlich verächtlich. Das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit hob stolz den Kopf in ihm. Er fand sogar den lehrhaftesten Ton wieder.

„Zwischen uns ist alles aus, verstehst du mich?“ sagte er mit fester Stimme und einem Anflug von Würde, wie wenn er einem Schüler das konsilium abeundi zu erteilen hätte. „Ich will dir jetzt nicht vorwerfen, daß du durchaus nicht dem Bilde entsprochen hast, das ich mir von dir gemacht habe. Du bist ein Produkt deiner Erziehung wie ich auch. Wir sind beide mit den Fehlern behaftet, wie sie der Stufe entsprechen, die wir in der Entwicklungsreihe einnehmen. Ich hätte dich emporheben können; du hast nicht gewollt. Auch das war vielleicht noch verzeihlich. Wir hätten uns gegenseitig dulden und ertragen können, wie wir nun einmal waren, wenn wir nur in unsere Kinder den Keim einer höheren Sittlichkeit pflanzten. In ihnen mußten wir das Leben auf einer höheren Stufe fortführen. Du hast die Erlösungsmöglichkeit gemordet, das ist dein unverzeihliches Verbrechen.“